

Ortskirche weltweit

Erfahrungen aus einer Gemeindeparterschaft

Wirkliche Partnerschaft hat nicht zuerst mit Geld zu tun, sondern wächst über konkrete Begegnungen. Wo die Armut der Welt Namen und Gesicht bekommt, erhält auch ein politisches Verständnis des christlichen Auftrags eine feste Basis. Bericht von einem langen Weg zweier Gemeinden.

- Um den Herausforderungen unseres Glaubens und der Globalisierung im kommenden Jahrtausend gewachsen zu sein, brauchen Gemeinden selbst eine neue Weite, eine neue Spiritualität, ein politisches Bewusstsein. Denn auch für die Kirchengemeinden gilt: Global denken, lokal handeln und: wenigstens zeichenhaft auch global handeln. Sonst können die Gemeinden ihrer »katholischen« (= allumfassenden) Verantwortung nicht gerecht werden. Zunächst werde ich die Entwicklung unserer Partnerschaft mit Basisinitiativen in Brasilien schildern, um dann einige grundsätzliche Schlüsse daraus zu ziehen.

Partnerschaft Marl – Ibirité

- Zwischen 1970 und 1975 lernte ich als Studentenpfarrer an der Universität in Münster den Salesianerpater Rogerio I. Almeida Cunha aus Brasilien kennen. 1979 besuchte ich mit ihm in

Brasilien drei Basisgemeinden in Armenvierteln von Ibirité am Rande von Belo Horizonte, in denen er neben seiner Tätigkeit als Professor für Fundamentaltheologie arbeitete. Da entstand die Idee einer Partnerschaft zwischen diesen Gemeinden und der Pfarre, deren Pfarrer ich damals war, St. Heinrich in Marl. Den Hintergrund bildete die Befreiungstheologie mit ihrer Absicht, die Selbstorganisation der Armen zu stärken, sie ihre eigene Kompetenz und Würde entdecken zu lassen. In den Gemeindegremien ergab diese Idee viele Nachfragen, was denn eine solche Partnerschaft solle. Nach langen Beratungen nahmen die Gemeinden hüben und drüben die Partnerschaft an. Es begann ein langer, abenteuerlicher Weg durch viele Grauzonen und Durststrecken hindurch.

Von Anfang an haben wir darauf geachtet, dass die finanzielle Unterstützung nicht im Mittelpunkt steht, sondern die Partnerschaft viele Aspekte umfasst: gegenseitiges Kennenlernen, Interesse für die Lebenswelt der anderen, Analyse der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Situation, Beschäftigung mit der Befreiungstheologie, kritische Beobachtung der kirchlichen Entwicklung, Unterschriftenaktionen zugunsten unserer brasilianischen Partner. Bescheidene finanzielle Unterstützung wurde über Pater Rogerio vermittelt.

1983 besuchte zum ersten Mal eine Gruppe unseres Brasilienkreises die Partnergemeinden. Es herrschte dabei eine große Unsicherheit auf beiden Seiten. Die Partnergemeinden wussten nichts Rechtes mit uns anzufangen. Wir

»Ein paar Namen

haben wir uns gemerkt. «

waren bei Gottesdiensten dabei, bekamen die Ehrenplätze, besuchten Gemeindeversammlungen. Wir konnten einen kleinen Einblick gewinnen in die Lebenssituation dieser Menschen, ihre Sorgen, ihre Kämpfe. Ein paar Namen haben wir uns gemerkt.

In der Folgezeit wurde es schwer. Wir versuchten, durch Briefe die Kontakte aufrecht zu erhalten und zu vertiefen. Doch eine Antwort blieb oft aus. Wir waren enttäuscht, bis wir hörten, dass solche Briefe eine Staatsaktion für unsere Partner waren: Eine Versammlung spricht über unseren Brief, den sie erhalten hat. Dann wird eine Antwort beschlossen. Was soll da hinein? Wer macht einen Entwurf? Wer kann schreiben? Briefeschreiben gehört nicht zum kulturellen Kontext unserer Partner. So standen hinter einem kurzen Brief, der uns dann erreichte, viele Überlegungen und Versammlungen. Wir schrieben dennoch viele Briefe, auch an Einzelpersonen. Sie bedeuten viel für die Empfänger, Überraschung über den Postboten, Freude über den Brief aus der Ferne. Aber wir spürten, dass mehr getan werden musste, wenn die Partnerschaft lebendig werden und bleiben sollte.

1987 besuchte dann wieder eine Gruppe aus unserem Brasilienkreis unsere Partner. Wir wurden schon offener empfangen. Wir lernten ihre Projekte kennen und die Personen, die sich darin vor allem abrackern. Wir besuchten die Bürgervereine, die aus Aktivitäten der Gemeinden entstanden waren, in denen aber alle Be-

wohner dieser Viertel mitarbeiten können. Die Kinderkrippen, die wir unterstützten, waren in die Verantwortung von Frauengruppen und Bürgervereine übergegangen, die unabhängig von den Gemeinden arbeiten. Aus einem Partner wurden jeweils drei: die kirchliche Gemeinde, die Frauengruppe als Trägerin der Kinderkrippe und der Bürgerverein. In allen Gruppen fanden wir die Menschen wieder, die wir kannten. Doch das machte die Partnerschaft komplizierter. Wer war nun das Subjekt unserer Partnerschaft? Bestärkt, aber auch ein wenig ratlos, kehrten wir zurück.

Verrückte Idee

● In Marl wurde der Gedanke der Partnerschaft durch mehrere Besuche von Bischöfen und Theologen aus Brasilien wachgehalten. Doch irgendwie fehlte der Partnerschaft bei uns eine breitere Basis. Da kamen wir auf die verrückte Idee, so nannten wir das selber, Leute aus den Basisgemeinden nach Marl einzuladen. Wir schickten Einladungen an die Gemeinden. Sie sollten selber ihre Vertreterinnen und Vertreter wählen. Schneller als erwartet kam die Antwort: Ja. Sie hatten Kriterien aufgestellt für die Wahl: Es sollten Leute sein, die uns schon von den Besuchen her kannten, die schon länger in den Gemeinden mitarbeiteten, die sich untereinander vertragen und Konflikte austragen können, die in der Lage sind, hinterher für die Gemeinden ausführlich zu berichten. Schneller, als wir dachten, wurden die Leute gewählt und uns die Namen mitgeteilt.

Doch bei uns mehrten sich die Fragen: Worauf haben wir uns eingelassen? Können wir überhaupt verantworten, Frauen und Männer aus den Elendsvierteln mit unserer Wohlstandssituation zu konfrontieren? In der Gemeinde ka-

men Fragen auf: 15.000 DM kosteten die Flüge, die von uns aufgebracht werden mussten. Soll man das Geld nicht besser direkt dahin geben, wenn die Leute so in Not sind? Doch das Geld kam zusammen.

So kamen 1990 zwei Frauen und drei Männer zu uns nach Marl. Dieser Besuch hat unsere Gemeinde umgekrempelt. Unsere Besucherinnen und Besucher waren überzeugende Menschen, von großer Herzlichkeit, die kompetent und offen über ihre Situation, ihre Projekte, aber auch über die auftretenden Schwierigkeiten, über Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen in ihren Gemeinden berichteten. Sie waren 14 Tage bei uns, besuchten die verschiedenen Gruppen in der Gemeinde, waren bei Familien zu Gast, gestalteten unsere Gottesdienste mit. Aber wir besuchten mit ihnen auch Projekte, die sie die Schattenseite unserer glitzernden Gesellschaft ahnen ließen: Frauen helfen Frauen, Asylunterkünfte, Erziehungshilfe etc. Das Ruhrlandmuseum in Essen über die Geschichte des Bergbaus und die Arbeitsbedingungen der Kumpels sowie Gespräche über die Kämpfe der Gewerkschaften machten deutlich, dass die gegenwärtige Situation nicht vom Himmel gefallen ist. Gespräche beim Bürgermeister, beim Bischof, Betriebsbesichtigungen, Besuche in Münster und Köln ergänzten die Eindrücke.

Viele persönliche Freundschaften entstanden, die zum Teil bis heute noch halten. Auf meine Frage: »Warum hat die Partnerschaft erst jetzt gezündet, wo doch schon so viele Besuche aus

»Besucher für die ganze Gemeinde«

Brasilien in unserer Gemeinde waren?« sagten die Leute: »Das waren Besucher im Pfarrhaus, jetzt kamen Besucher für die ganze Gemeinde.« Andere sagten: »Bisher haben wir immer nur von

den Armen gehört und gesprochen. Jetzt haben sie für uns ein Gesicht und einen Namen. Es sind Dodora und Aparecida, Valdevino, Idelbrando und Raimundo.« Andere: »Bisher haben wir immer nur etwas von unserem Pfarrer über die Theologie der Befreiung gehört. Jetzt haben wir verstanden: Theologie der Befreiung heißt, dass diese Menschen aufleben können.«¹

Der dritte Besuch von uns in Brasilien 1992 zeigte uns, wie unsere Gäste in Marl zu Hause von der Reise berichtet hatten, wie dadurch die persönliche Freundschaft gewachsen war, die Partnerschaft verbreitert wurde.² Das ermutigte uns, 1995 wieder eine Gruppe von dort einzuladen.

1997 waren wir wieder drüben. Empfangen wurden wir von einer Gruppe aus den drei Gemeinden, die bedruckte T-Shirts trug: »Gruppe der Freundschaft Ibirité-Marl«. Dazu gehörten die bisherigen Gäste in Marl, aber auch viele andere, die Feuer gefangen hatten. Die Partnerschaft hatte eine neue Basis gefunden. Die Gruppe der Freundschaft ist jetzt auf brasilianischer Seite die Trägerin der Partnerschaft. In ihr sind alle Projekte vertreten, an denen wir uns beteiligen konnten.

Zwischen den alten Vierteln hatte sich eine neue Favela gebildet, wild an einem Abhang gebaut. Inzwischen leben dort ca. 16.000-18.000 Menschen in Elendshütten, Wasser nur an wenigen Zapfstellen, kein Abwasser, keine Müllabfuhr, Strom für etwa die Hälfte der Bewohner. Mit dem Auto konnte man nur ein paar hundert Meter hineinfahren. Die anderen Viertel waren aus dem Größten raus, nach einem Kampf von über 20 Jahren. Sicher gab es noch Elend. Aber die meisten wohnten jetzt in festen Häusern. Die Grundeinrichtungen für die Bevölkerung waren erkämpft. Die Gemeinden brauchten finanzielle Unterstützung nur noch bei kleineren Projekten. Wir konzentrierten uns auf die »Vila ideal«, wie

die Bewohner ihre neue Favela nannten. Die Partnerschaft zwischen den Gemeinden und uns war gefestigt und durch viele persönliche Freundschaften gestärkt.

1999 kam dann wieder Besuch aus Ibirité und aus Recife, begleitet von Maria Schulze-Eistrup-dos-Santos, die im Auftrag des DED in unseren Projekten arbeitete, und von Pater Rogerio. Diese Begleitung ist ganz wichtig, weil beide die Verhältnisse hüben und drüben kennen, in beiden Sprachen zu Hause sind und deswegen nicht nur sprachlich vermitteln können, sondern auch menschlich, kulturell, mentalitätsmäßig. Sie können auch den Gästen helfen, ihre Erfahrungen hier zu verarbeiten. Einige von uns können zwar inzwischen etwas Portugiesisch, aber das reicht nicht für die Kommunikation.

Diesmal waren wir auch bei Adveniat. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen und hatten ein langes Gespräch. Die zuständigen Leute bei Adveniat sagten: »Solche Partnerschaften

»die Menschen selbst, um die es geht«

und solche Besuche sind sehr wichtig für uns. Sonst kommen immer nur die Bischöfe oder die Patres, nie die Menschen selbst, um die es geht.«

Anfang 2000 konnten wir mit Hilfe unserer Diözese über die AGEH, die Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe, Maria Schulze-Eistrup-dos-Santos für drei Jahre als Entwicklungshelferin für unsere Projekte anstellen. In diese Zeit fielen die Planung und der Bau eines Kinder- und Jugendschutzhauses, das neben dem »Zentrum zur Befreiung der arbeitenden Frau« entsteht, und der Bau einer Kapelle mit Nebenräumen für Kurse und Versammlungen in der Vila ideal. Diese Projekte werden auch durch das Kindermissionswerk Aachen (Sternsingeraktion) bzw. durch Adveniat gefördert, ebenso durch eine größere

soziale Einrichtung in Brasilien sowie die Kanadische Botschaft. Geplant ist der Bau einer Ausbildungsstelle für Jugendliche in der Favela Vila ideal. Die vielfältige Prüfung und Förderung der Projekte durch ganz unterschiedliche Institutionen zeigt ihre Qualität. Im Sommer 2002 wird wieder eine Gruppe des Brasilienkreises unsere Partnerinnen und Partner besuchen und die Einweihung des Kinder- und Jugendschutzhauses mitfeiern.

Wie wird es weitergehen? Ich bin inzwischen als Pfarrer von St. Heinrich ausgeschieden, arbeite jedoch in dem Brasilienkreis weiter mit. Dieser Brasilienkreis bestand zunächst aus fünf Personen. Jetzt sind wir 18 in einem gesunden Generationenmix. Vor allem die Besuche aus Brasilien haben uns neue Mitglieder zugeführt.

Die Finanzen

- Bisher war noch nicht viel vom Geld die Rede, mit dem wir die Menschen und ihre Projekte dort unterstützen. Zur Zeit kommen etwa 20.000,- DM jährlich zusammen. Es handelt sich dabei um die Erlöse von Basaren, monatliche Überweisungen, Einzelspenden von Geburtstagen und Hochzeiten und um den Erlös des Verkaufs von Dritte-Welt-Waren.

Im Anfang haben wir das Geld ohne Zweckbestimmung den Partnergemeinden zukommen lassen. Pater Rogerio vermittelte die Einzelspenden für die Projekte. Dann haben wir das Geld den Gemeindegremien übergeben, damit sie entscheiden konnten, was damit zu tun sei. So wollten wir sie als Partner ernst nehmen. Unsere Erfahrung zeigte, dass dies eine Überforderung war. Die Menschen, die selber kaum über 200,- DM im Monat für ihre ganze Familie verfügen, können kaum mit für sie so großen Summen umgehen. So haben wir abgemacht: Unsere Partner

planen genau ihre Projekte, sichern die Finanzierung durch Eigenarbeit, und beantragen bei uns den Rest. So konnten wir helfen beim Bau und Betrieb von Kinderkrippen, Kirchen, Versammlungsräumen und dem »Zentrum zur Befreiung der arbeitenden Frau«, einer Ausbildungs- und Koordinationsstelle für die Frauen in den Kinderkrippen, für Frauenkurse und zur Vertretung der Frauen- und Kinderrechte der Stadt gegenüber und in der Öffentlichkeit. Wir achten immer darauf, dass die Besuchskosten nicht zu Lasten der regelmäßigen Projektförderungen gehen, sondern als Sonderaktion gespendet werden.

Ein Mann unserer Gemeinde sagte mir vor kurzem: »Ich habe Ihnen ja nie geglaubt, was Sie von der Ungerechtigkeit in der Welt gesagt haben. Ich hielt das immer für übertrieben. Aber jetzt sehe ich hier an den Arbeitslosen, dass Sie Recht haben.« Die Arbeit mit den Armen hier in unserer Stadt, mit den Asylsuchenden und

»Not und Armut hier und weltweit«

Flüchtlingen, gehört natürlich auch zur Gemeinde St. Heinrich. Sie wird von anderen Kreisen wahrgenommen (Caritaskreis, Behindertenkreis, Altenkreis, Krankenbesucher ...). Die Not und die Armut hier und weltweit gehören zusammen. Sie sind Folge unserer Lebensbedingungen. Deswegen ist die Sorge in den sozialen Kreisen hier und den Partnerschaften mit Menschen in den armen Völkern keine Konkurrenz, sondern Ausfluss der gleichen Verantwortung.

Spiritualität

● In einem Glaubensbekenntnis unserer Tage heißt es: »Ich werde nicht glauben, dass ich Un-

terdrückung dort bekämpfen kann, wenn ich Unrecht hier bestehen lasse. Sondern ich will glauben, dass es nur ein Recht gibt hier und dort, dass ich nicht frei bin, solange noch ein Mensch Sklave ist.«³ Dieses Bewusstsein ist in unseren vorwiegend bürgerlichen Gemeinden noch unterentwickelt. Informationen reichen dafür nicht. Es muss eine Spur geben durch die ganze Arbeit der Gemeinde hindurch, durch die Veranstaltungen, die Gottesdienste und Predigten hindurch, die es ermöglicht, dass Menschen sich

»etwas von Bekehrung, von Standortwechsel«

darauf einlassen, von ihrem Verstand und von ihrem Glauben her. Darin steckt etwas von Bekehrung, von Standortwechsel. Es fällt uns schwer, unsere Situation einmal von außen, von den Armen her, den Fremden her zu sehen. Wie erleben sie unsere Gemeinden? Wie erleben sie meine Frömmigkeit?

Der Kontakt mit den Basisgemeinden, mit Frauen und Männern, die in ihren kleinen christlichen Gemeinschaften ihren Glauben befreiend leben trotz der Elendssituation, gegen die sie kaum ankönnen, kann Glaubensfreude zusammen mit den Glaubensfreundinnen und -freunden ermöglichen, Glaubensfreude, die nicht durch geschlossene Augen erkaufte ist. Es ist erstaunlich, wie sich die Armen freuen können! »Warum?« haben wir sie gefragt. »Weil wir euch als Freunde haben und weil wir an Jesus glauben, der auferstanden ist. Deswegen wissen wir, dass wir nie am Ende sind.«

Dabei ist die Institution »Katholische Kirche« der selbstverständliche Rahmen der Begegnungen. Unsere brasilianischen Partnerinnen und Partner würden es nicht verstehen, wenn wir aus dieser Kirche austräten. Im Kontakt mit ihnen haben wir eine ganz neue Bedeutung des

Wortes »katholisch« gelernt. Wir gehören einfach zusammen über alle Grenzen hinweg.

Der Korintherbrief und die Synode der westdeutschen Bistümer lehren uns, dass wir nicht an getrennten Tischen Eucharistie feiern können, an den überfließenden Tischen der Reichen und an den leeren Tischen der Armen.

»Wir können nicht an getrennten Tischen Eucharistie feiern.«

»Was ihr bei euren Zusammenkünften tut, ist keine Feier des Herrenmahles mehr.« (1 Kor 11,20) Wir können nicht Eucharistie feiern mit dem Rücken zu den Armen hier und weltweit. So helfen uns auch die Partnerschaften mit Menschen und Gemeinden in der Ferne, hier Eucharistie zu feiern, Gemeinde Jesu Christi zu werden.

Ich kann nicht befreiende Arbeit in Basisgemeinden unterstützen, wenn ich hier enge hierarchische Strukturen und unterdrückende Wirtschaftsmechanismen unangetastet lasse. Das führt sicher zu Konflikten, vielleicht auch innerhalb der eigenen Gemeinde. Doch eine christliche Gemeinde zeigt sich nicht darin, dass sie Konflikte vermeidet, sondern wie sie damit umgeht. Vielleicht bedarf es sogar einer Pastoral der begrenzten Konflikte, um neues Bewusstsein zu wecken. Wichtig dabei ist, dass alle Gemeindegremien und Gruppen sich dabei gegenseitig nicht nur tolerieren, sondern stützen. Auch Kirchenvorstand und Pfarrgemeinderat müssen ihre Arbeit in dieser weltweiten Perspektive sehen und sie bei ihren Einzelentscheidungen mit einbeziehen.

Gesichter und Namen

- Viele Gemeinden haben Kontakte zu Menschen, die als Missionare, Ordensschwestern

oder Entwicklungshelfer/innen unter den armen Völkern leben und arbeiten. Doch das ist immer nur ein Ansatzpunkt für wirkliche Partnerschaft mit den Armen, nicht mehr. Es muss durch Besuche drüben und Einladungen der Armen nach hier ein unmittelbarer menschlicher Bezug aufgebaut werden, über alle sprachlichen und kulturellen Barrieren hinweg. Die Armut muss für uns Gesichter und Namen bekommen. Nur so werden die Menschen selbst ernst genommen und bleiben nicht anonyme Objekte unserer Hilfe.

Unser Kreis ist jeweils durch die Besuche dort und die Besuche unserer PartnerInnen hier gewachsen. Die erlebte Partnerschaft trägt und steckt an. Christliche Gemeinden müssen ihren weltweiten Horizont behalten und ausbauen. Da ist Bewusstseinsbildung in Kirche und Gesellschaft besonders wichtig. Sie kann gerade durch kleine Gruppen gelingen, die durch ihre überschaubaren Projekte nah bei den Menschen sind.

Mut zu politischem Handeln

- »Als wir auf der Seite der Mächtigen standen, waren wir äußerst politisch, aber keiner hat uns das vorgeworfen. Als wir uns auf die Seite der Armen stellten, hieß es: Jetzt werdet ihr aber politisch. Das ist nicht eure Aufgabe.« Das sagte Dom Helder Camara bei seinem Besuch in St. Heinrich (und auch sonst vielfach). Politisch sind Gemeinde und Kirche immer, schon aus soziologischen Gründen. Eine gesellschaftliche Größe hat immer auch politische Wirkung. Es ist nur die Frage, ob sie sich dessen bewusst ist oder nicht, ob sie davon Gebrauch macht oder nicht. Wer in der Kirche, auch in der eigenen Gemeinde, den Vorwurf hört, er sei zu politisch, muss also genau zuhören und zurückfragen, was denn dieser Vorwurf bedeute, welche politischen

Zwecke damit verfolgt werden. Oft bedeutet der Vorwurf: »Jetzt werdet ihr aber zu politisch!« in Wahrheit: »Ihr treibt die falsche Politik!« Deswegen bedarf es eines offenen Gesprächs darüber. Erst dann kann eine Kommunikation über die verschiedenen Optionen gelingen.

Als sich 1980 in unserer Gemeinde der Brasilienkreis bildete, war das einigen Mitgliedern der Gemeinde zu politisch. Befreiungstheologie, Basisgemeinden, Veränderung von unten – das klang umstürzlerisch. Sie gründeten deswegen

»Ihr treibt die falsche Politik!«

parallel einen Tansania-Kreis, der die (scheinbar unpolitische) Priesterausbildung in diesem Land unterstützen wollte. Der interne Konflikt darüber wurde nie offen ausgetragen. Doch als in der Frage des Erlassjahres 2000 eine gemeinsame Linie der Dritte-Welt-Kreise gesucht wurde, verweigerte sich ein Teil des Tansania-Kreises diesem Anliegen, weil es zu politisch und deswegen nicht Sache des Kreises sei. Darüber ist der Kreis (leider) zerbrochen (worden). Einige führen den Kreis weiter, verweigern sich aber völlig dem Gespräch in der Gemeinde. Auch das ist eine äußerst politische Entscheidung. Inzwischen ist leider die Trennung zwischen Tansania-Kreis und Gemeinde erfolgt.

50.000 Kinder sterben jeden Tag an mangelnder Ernährung, Hygiene und vermeidbaren Krankheiten. Das darf Kirchen und Christinnen und Christen nicht kalt lassen. Mut zu politi-

ischem Handeln heißt auch Mut zu Konflikten, zu Konflikten in der eigenen Gemeinde und mit den politisch und wirtschaftlich Mächtigen. Aber dieser Mut gehört zum aufrechten Gang, zu dem wir eingeladen sind.

Perspektiven

- Die Geschichte unserer Partnerschaft mit Basisinitiativen in Brasilien, mit den Menschen in Elend oder Armut, mit ihrer Freude und Hoffnung, aber auch mit ihrer Trauer und Angst lädt ein, sich auf ähnliche Erfahrungen einzulassen. Sie soll aber keine Messlatte sein, woran man andere Initiativen messen könnte. »Hoffen geschieht im Tun des nächsten Schrittes« (Karl Barth). Wie diese nächsten Schritte jeweils aussehen können, entscheidet sich vor Ort. Da gibt es sicher ganz unterschiedliche Ansatzpunkte. Wir müssen jedoch darauf achten, dass der gesellschaftliche und kirchliche Gegenwind uns nicht die weltweiten Perspektiven unseres Christseins ausbläst.

Die Erfahrungen von Solidarität, die Begegnungen mit den Menschen weltweit machen uns selber reicher und wehren der bürgerlich-egoistischen Verarmung unseres Christseins. Denn Christsein ist ohne Freundschaft mit den Armen, die menschlich oft so reich sind, nicht möglich. Partnerschaft weltweit ist ein Teil unserer Antwort auf die Herausforderungen der Globalisierung und unseres Glaubens.

¹ Vgl. F. Kerstiens: Besuch der kleinen Leute, in: Orientierung 54 (1990) 255-259.

² Vgl. F. Kerstiens: Zärtlichkeit und

Widerstand, in: Orientierung 56 (1992) 254-259.

³ F. Cromphout: Eine Zeit des Redens, Kaffke/Bergen-Enkheim 1971, 25.